Uwe Berger

Backsteintor und Spreewaldkahn

Märkische Landschaften

EDITION digital
Pekrul & Sohn GbR

Impressum

Uwe Berger

Backsteintor und Spreewaldkahn

Märkische Landschaften

978-3-86394-021-8 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

© 2013 EDITION digital®
Pekrul & Sohn GbR
Alte Dorfstraße 2 b
19065 Godern
Tel.: 03860-505 788
E-Mail: verlag@edition-digital.com
Internet: http://www.ddrautoren.de

Vorspann

Am Ende ist es doch so, dass das Stückchen Erde, auf dem ich hier stehe, und der Raum, der sich heut über mir wölbt, so unerhört sind wie alles Ferne, Vergangene und Zukünftige und dass ein einzelnes Leben nicht ausreicht, das nahe Ferne und gegenwärtig Fließende zu begreifen.

Schweigender Herrensee

Der Wagen schaukelt auf dem breiten, ausgewaschenen Waldweg, der zu einer Art Tunnel geworden ist. Die Umgebung hat etwas Urwaldhaftes. In verschiedenen Stockwerken, üppig und lichtarm, schließt uns das Grün ein. Wir suchen den Herrensee im Landschaftsschutzgebiet bei Strausberg. Vor uns taucht ein kleiner blauer Lieferwagen auf. Er steht. Der Fahrer, ein alter Mann, macht ein Schwätzchen mit einem anderen alten Mann auf einem Motorrad. Wir fragen sie nach unserem Ziel, denn verschiedene Wege kreuzen hier den unseren.

„Immer geradeaus", lautet die zweistimmige Auskunft. Der Alte auf dem Motorrad lächelt verschmitzt, als er hinzufügt: „Bis zu der Kneipe. Und dann links."

Die Kneipe haben wir bald erreicht. Hinter einem Drahtzaun mit dem Schild WALDGASTSTÄTTE - MITTAGSTISCH, DIV. BIERE, FREMDENZIMMER verkriechen sich im wuchernden Gras drei alte steinerne Hütten. Zwei davon sind offenbar die Fremdenzimmer, die dritte stellt wohl die Gaststätte dar. Aus einem der „Zimmer" tönt ein Kofferradio. Im anschließenden Wald stehen hochmoderne weiße Bungalows und zeugen von der Mode, sich ein Stück Landschaft anzueignen und einzuzäunen. Wir fahren weiter und immer weiter in dem urwüchsigen Wald, doch erblicken wir keinen See. Schließlich kehren wir um und steigen in eine Schlucht hinab, in der wir schon auf dem Herweg etwas Schilf und eine winzige grüne Wasserfläche bemerkt haben. Unten angelangt, stehen wir am südlichen, verlandenden Ende des Herrensees, das durch einen Schilfgürtel vom eigentlichen See abgetrennt ist.

Die Blättchen der Kleinen Wasserlinse überziehen diesen Teil des Sees fast völlig mit einem dichten Teppich. Eine Gruppe von Bleßrallen verdrückt sich scheu. Am sumpfigen Ufer entlang führt ein Pfad. Erlen ragen aus dem Wasser, Sumpfkräuter treiben, und saftiges Schilf raschelt leise. An dem steilen Hang, der den See umgibt, wachsen riesige Kiefern, ich habe so riesige noch nicht gesehen. Ich schätze ihre Höhe auf dreißig Meter.

Plötzlich öffnet sich das Schilf. Wir sehen auf freies, gelbgrau gefärbtes Wasser, das sich in kleinen Wellen kräuselt. Das Wasser dehnt sich ziemlich weit aus, die Ufer begleiten es als lückenlose grüne Mauer. Menschen sind weder zu sehen noch zu hören. Vor uns schwimmt eine ovale Insel von Weißen Teichrosen mit noch schwach entwickelten Blüten. Die Blätter klappen im Wind empor und stellen sich mal hier, mal dort tütenartig auf, sodass die fest verankerte Insel in ständiger Bewegung ist. Ein haubenloser Taucher zieht an ihr vorbei und verschwindet in der Tiefe, ehe wir ihn ins Glas bekommen. Als er wieder auftaucht, hat er sich ziemlich weit entfernt. Ich bin überzeugt, dass da ein einsamer Rothalstaucher der Jagd auf kleine Wasserlebewesen nachgeht.

Gelassen, in Unkenntnis der Gefahren, die sie bedrohen, schweigt diese Welt. Es ist keine Totenstille, sondern ein bewegtes, knisterndes Schweigen. Wieder verschwindet der Taucher. Die Wellen rieseln, und die Teichrosenblätter stellen sich auf.

Kraftwerk und Wiesen

Der Himmel ist voller Hochspannungsleitungen. Sie gehen alle von einem Punkt aus, dem Kraftwerk bei Alt Landsberg, und verteilen sich schwarz, starr und summend über uns hinweg ins Land.

Grün liegen die Wiesen unter diesem Geflecht. Wären sie ohne die Technik schöner?

Stünden hier und anderswo bei uns nicht solche Werke, die Kraftströme ausschicken, müssten wir bangen um die grünen Wiesen, ihre Lebendigkeit, ihre Schönheit. Die Braunkohlenkumpel jenseits der Spree, die Erdgasförderer im weiten Osten aber halten auch über sie die Arme und machen sie stark, die Wiesen, sodass sie nicht verloren sind im Sturz der Zeit, nicht Requisit idyllischer Verkommenheit, sondern Teil einer vielgestaltigen Landschaft, die wir uns nach unseren Bedürfnissen einrichten.

Sattgrün leuchten die Wiesen. Schwarze Strahlen schießen zwischen ihnen und einem Himmel, der brodelt, ungeduldig rüttelnd, gebändigt ins Weite.

Grünes Wasser

In Alt Landsberg finden wir einen uralten Turm und Reste einer Mauer. Turm und Mauer wurden aus Feldsteinen, runden Geschiebebrocken von Faust- bis Kohlkopfgröße, gebaut. Auf dem Turm liegt ein Wagenrad, Unterlage für ein Storchennest.

Durchs Fernglas betrachten wir vier Störche. Die Einheimischen, vor allem Frauen mit der Einkaufstasche, betrachten uns.

Mitten im tiefen Mischwald, zwischen Eichen, Birken, Fichten, Kiefern und Erlen, abgetrennt vom System der Wasserstraßen, von Frachtkähnen, Motorbooten und Regatten, schläft der Bötzsee.

Wir bewundern ein werkseigenes Ferienheim an seinem Ufer. Das Heim hat eine eigene Badeanstalt, Liegewiesen, Ruderboote — nur sieht man kaum einen Menschen in all der Pracht. Nicht jeder weiß diese Stille zu schätzen. Aber der FDGB wüsste schon dankbare Gäste zu finden.

Sonst sind die Ufer unbebaut. Keiner hat die Schönheit für sich gepachtet.

Das Fernglas rückt uns alles nahe: dichten Wald, Sandufer und klares Wasser, das das Grün der Bäume spiegelt. Wir baden trotz des kühlen Wetters und sind ganz allein. Wir planschen und hüpfen vor Freude in dem grünen Wasser wie die Kinder.

Es ist schön, über diesen stillen See zu blicken. Schöner, in ihm zu sein.

Strausberger Eindrücke

Aus einem winzigen Zimmer des Hotels „Süd" in Strausberg sah ich im Sommer 1960 auf die Wipfel des Waldes, in dem sich der Straussee verbirgt. Nach Harz riechende Luft drang zum Fenster herein.

Für Autos gab es eine breite Auffahrt zum Hotel. An Fußgänger war nicht gedacht. Auf einem Trampelpfad ging ich über einen kiefernbestandenen Hügel zur Straße hinunter, um in die Straßenbahn zu steigen. Im Gras neben dem Pfad lag ein unrasierter Mann und schlief. Es war einer, der etwas auf dem Kerbholz hatte, wie sich später herausstellte. Er wurde im Hotel verhaftet, wo er erschöpft Unterschlupf gesucht hatte.

Düsenjäger rasten durch den wolkenlosen Himmel über dem alten Städtchen, dessen Geschichte bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht.

Der See, der keine Verbindung zu den Berliner Wasserstraßen hat, verbreitete in der Junihitze angenehme Kühle. Wind kräuselte seine Oberfläche. Unermüdlich flogen Mauersegler eine Handbreit über den Wellen. Sie streiften das Ufer, jagten im Zickzack zwischen Bäumen und Sträuchern, glitten erneut über das dunkelblaue Wasser. Dabei stießen sie eine Art Zwitschern aus, ein leises, schrilles Srie-srie. Fröhliche Menschenlaute tönten aus einer Badeanstalt.

Das jenseitige Ufer erschien als ein dichter grüner Wall.

Ich ging auf die Motorfähre, die sich an einem Drahtseil von Ufer zu Ufer zog. Zwei Dutzend Kinder und deren Erzieherin fuhren mit. Die Kleinen knieten sich an die vordere Bordwand. Es war ein drolliges Bild, wie sie den Fahrgästen ihre strubbeligen Hinterköpfe, ihre Rücken und Schuhsohlen zukehrten.

Am schattigen Südende des Sees saß ich und lauschte dem Treiben der Fische:

Die Fische schnappen nach dem Licht,
das freundlich seine Fäden flicht
durch dunkle Wipfel ...

Begegnungen mit Frankfurt an der Oder

Mein Vater holte mich 1943 mithilfe eines Arztes aus dem Evakuierungslager in Kleczew, nachdem ich einen Brief durch die Zensur geschmuggelt hatte. Ein Kind, ein Schüler, flüchtete ich vor dem Faschismus, .nicht vor den Bomben. In Berlin konnte ich aber nur während der Ferien bleiben. So brachte mich mein Vater nach Frankfurt an der Oder. Die Stadt beeindruckte mich sehr. Es war ein Ort mit Geschichte, der mir erlaubte, auf der Flucht vor der Gegenwart in der Vergangenheit zu rasten.

Besonders andächtig stand ich vor dem Rathaus, dessen Kernstück schon im 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts gebaut wurde. Frankfurt gehörte der Hanse an, und die Rathäuser der Hansestädte waren zugleich Kaufhäuser. Durch diese Tore also ließen sie ihre Waren schaffen und gingen sie ein und aus, die bürgerlichen Kaufherren, die den Feudalgewalten der Zeit trotzten. Der rote Backsteinbau hatte etwas Breites und Solides. Die gotische Vertikale wurde durch die Ausprägung von drei Stockwerken gemildert. Die eigenartigen barocken Türmchen zwischen den spitzgiebligen Fenstern deuteten auf die baulichen Veränderungen durch den Italiener Thaddäus Pagglion Anfang des 17. Jahrhunderts hin. Nach dem Umbau gab es in dem Rathaus Hallen der Schneider und Schuster, verschiedene Amtsräume, einen Raum für Theaterspiel und Geselligkeiten, das Gefängnis und die Folterkammer.

Schon 1448, als der Kurfürst genügend Macht besaß, den brandenburgischen Städten die Zugehörigkeit zur Hanse zu untersagen, lagen die Dinge für die Stadt nicht mehr günstig. Wie erst stand es fünf Jahrhunderte später um sie! Als ich an einem kühlen Frühlingstag des Jahres 1950 aus dem hoch gelegenen Bahnhof trat, sah ich an der Stelle der Innenstadt eine Wüste. Gleich verwittertem Gestein reihten sich die Schutthaufen zerstörter Häuser. Da lag das Ergebnis dessen, vor dem ich einst hierher geflüchtet war. Nur das Rathaus, die Marienkirche und ein, zwei Häuser hatte es verschont. Doch das ganze Viertel der ärmlichen Häuschen an der Böschung zur Oder war erhalten, denn der Orkan der sowjetischen Artillerie, die sinnlosen Widerstand zu brechen hatte, war über sie hinweggegangen.

Mir erschien das als ein Symbol für die zähe Lebenskraft des „vierten Standes“, in dessen Dienst ich mich gestellt hatte. In diesem Krieg ging für mich und viele meinesgleichen nicht nur die eine und die andere Stadt in Flammen unter. Es hatte sich in unseren Augen auch die Welt, die diese Flammen entzündete, selbst gerichtet, die Welt der räuberisch gewordenen, historisch überlebten Hanseatenerben.

Heute ist Frankfurt an der Oder eine neu erbaute Stadt. Das alte Rathaus fordert uns, die wir die veränderte Gegenwart lieben, zu geschichtlichem Denken auf.

Das Mädchen vom Möllensee

Östlich des Möllensees, bei Erkner, liegt eine Kiesgrube, die mit durchsichtigem Wasser gefüllt ist. Auf der Lichtung im Kiefernwald zwischen der Kiesgrube und dem Möllensee war während des zweiten Weltkriegs eine Flakbatterie eingegraben. Fast noch ein Kind, stürzte ich mich hier bei nächtlichen Fliegerangriffen in eine verhasste Uniform. Hier sah ich den Himmel nachts sich röten und tags sich schwärzen von den Bränden der Stadt. Und hier sangen sowjetische Kriegsgefangene ihre Lieder, die den versteinten Wald zum Leben erweckten.

An einem Herbstabend ging ich mit einem Mädchen den Weg von der Kiesgrube zum Möllensee. Vielleicht war sie vierzehn, ich war fünfzehn. Wir gingen schweigend und verlegen, wir wussten uns nicht viel zu sagen. Als uns im Mondlicht ein Unteroffizier entgegenkam, erstarrten wir vor Schreck, denn ich hatte mich unerlaubt entfernt. Doch jener offenbar auch. Er kam vom Zeltplatz am Möllensee und zischte bloß wütend im Vorbeigehen: „Jetzt wird's verrückt, jetzt fangen die Kinder schon an!"

Der Zynismus des Menschen stieß mich ab, und durch die Abscheu verlor ich meine Verlegenheit. Hatte ich bis dahin nur krampfhaft überlegt, ob ich das Mädchen küssen dürfe, ohne sie zu fragen, wusste ich nun auf einmal, was ich sollte. Ich legte ihr den Arm auf die Schulter und streichelte ihr Haar. Sie war kleiner als ich, hatte ein breites, etwas zugespitztes Gesicht mit einem schönen Mund und sah mich von unten herauf an. Vertrauensvoll nahm sie hin, was ich tat, und ich tat nichts weiter, hätte auch nichts weiter tun können, aber wusste nun, dass es richtig sei.

Finster standen die Kiefern, dufteten und rauschten. Über dem Graben, der die Kiesgrube mit dem Möllensee verbindet, verzweigte sich der Wald. Hier und da warf der Mond ein blinkendes Licht auf die Schwärze des Wassers. Den Brandhimmel sahen wir von drinnen nicht.

Noch einmal trafen wir uns nach dem Ende des Krieges in den Ruinen um den Alexanderplatz, wo sie mit ihrer Mutter wohnte. Wir besuchten ein winziges Kino und sahen den sowjetischen Film über Gorkis Buch „Meine Kindheit“. Als ich sie durch dunkle Trümmergassen nach Haus brachte, legte ich ihr wieder nur den Arm auf die Schulter und streichelte ihr Haar.

Nicht einmal ihren Namen habe ich behalten.

Freienwalde

Die kleine Stadt Bad Freienwalde, schon 1316 urkundlich erwähnt, hat ihre Bedeutung als Knotenpunkt des Verkehrs und als Handelsplatz seit Langem eingebüßt. Durch die Trockenlegung des Oderbruchs, die Mitte des 18. Jahrhunderts begann, verlor Freienwalde die Nachbarschaft zur Oder. Die Oder wurde begradigt, und nur eine Art Kanal, die Alte Oder, blieb — und der Aalfang. Seit Ende des 17. Jahrhunderts ist die Heilkraft eisenhaltiger Quellen in der Nähe der Stadt bekannt.

Zweimal, 1952 und 1954, hielt ich mich in Freienwalde auf. Das „Zentralhotel" war klein, nicht sehr sauber, doch von familiärer Gemütlichkeit. Gegenüber schrie zu verschiedenen Zeiten mit durchdringender Stimme ein Esel. Es war ein furchtbares, heiseres, verröchelndes Geschrei, das an eine rostige Pumpe erinnerte. Ländliche Anwesen säumten die Straßen, teilweise waren es nur Katen. In einem für ihre Entstehungszeiten typischen Widerspruch dazu standen die historischen Repräsentativbauten, das Rathaus, die Kirchen. Ich saß unterhalb des 1798 von David Gilly erbauten Schlosses, das klein auf kleinem Hügel in kleinem Park liegt und heut allen offensteht. Die strengen, mit Pilastern gegliederten Fassaden zeigen die Anfänge der Berliner klassizistischen Schule. David Gillys Sohn Friedrich Gilly war der Lehrmeister Schinkels. Wenn ich mich recht entsinne, wohnte im Schloss auch eine Zeit lang Walther Rathenau, jener großbürgerliche Politiker, der wegen des Rapallovertrags im Auftrag des Großbürgertums ermordet wurde. Der 1922 von Rathenau unterzeichnete Vertrag sah friedliche Koexistenz mit dem Sowjetstaat vor.

Freienwalde ist ein Ort mit Geschichte, wer wollte es bestreiten.

Es zog mich ins Oderlandmuseum im sogenannten Uchtenhagen-Haus, in ein Heimatmuseum, das sich vor anderen seiner Art durch ein gewisses historisches Gewicht der Exponate auszeichnet. Eigenartigerweise rühmt sich Freienwalde immer noch der Edlen von Uchtenhagen, deren Geschlecht vor mehr als drei Jahrhunderten erlosch.

Zur Zeit meiner Besuche war die Stadt bereits zum Verwaltungszentrum für die umliegenden Genossenschaftsdörfer auf dem Barnim-Plateau und im Nordteil des Oderbruchs geworden. Ich sah die Bauern mit dem Pferdefuhrwerk und mit dem Motorrad in die Stadt kommen und selbstbewusst das Rathaus betreten.

Verlässt man Freienwalde in westlicher Richtung, gelangt man an den steilen, sandigen Abfall des Barnim-Plateaus. Hier beginnt oder endet die Märkische Schweiz. Alter, üppiger Mischwald bedeckt das Plateau und füllt die Schluchten. In einer von ihnen, von dunklem Baumgrün eng umschlossen, liegt der kleine stille Teufelssee. Er hinterließ einen zwiespältigen Eindruck in mir.

Vom Hang zur Linken rieselte Quellwasser, das von ockerhaltigem Boden gelb gefärbt war. Wo es in den See lief, schimmerte dieser milchig trüb. Dunkel stand sonst das Wasser im Schatten der Baume. Alles wirkte eng. Schön oder nicht? Es wäre beklemmend gewesen, hätte sich nicht plötzlich von einer Badestelle aus ein einsamer Mann prustend ins Wasser gestürzt und seine Schwimmkünste gezeigt.

Ernte in Letschin

Sieben Jahre nach Kriegsende kam ich als Erntehelfer zu den Bauern. Mit Lastwagen fuhren wir ins Oderbruch, in die Zuckerrübengegend um Letschin. In der ebenen Landschaft ragten nur Berge von Zuckerrüben gleich spitzen Abraumhalden empor. Zuckerrübenberge füllten auch den weiten Hof der Fabrik, in der sie verarbeitet wurden. Ein unangenehmer Geruch lag in der Luft.

Wir fuhren in das lang gestreckte Dorf Letschin hinein und hielten vor der Gastwirtschaft. Mit Henryk, einem Arbeitskameraden polnischer Herkunft, machte ich mich auf, den LPG-Vorsitzenden zu suchen. In der Kneipe zu sitzen war uns zu dumm. Wir fanden den Vorsitzenden bald. Es war ein Mann in blauem Schlosserzeug, der mit dem Motorrad umherfuhr. Und wir bekamen unsere Arbeit.

Eine Erntemaschine hatte die Zuckerrüben aus der Erde gerodet. Unsere einfache, doch auf die Länge mühselige Aufgabe war es, die Zuckerrüben zu Häufchen zusammenzutragen, damit sie aufgeladen werden konnten.

Wir wuschen uns auf dem Hof eines Bauernhauses unter der Pumpe. Die Frauen der LPG hatten Mittagessen für uns gekocht. Eine erzählte, im Stalle junge eine Sau. Mit Henryk und einem anderen ging ich hinein. Die Frau, die uns führte, legte den Finger an den Mund und lächelte. Sie hatte ein breites, faltiges Gesicht.

Das Muttertier lag auf der Seite und schnaufte. Ein mausgroßes Ferkel war schon da, ein anderes trat gerade aus der Geburtsöffnung aus. Es hing an der dünnen, langen Nabelschnur, als wir uns wieder hinausstahlen.

Stadt mit Charakter

Eberswalde ist eine kleine Stadt, aber keine Kleinstadt, kein Krähwinkel. Eberswalde hat Charakter.

Große Ziegelbauten, von einem Kran überragt, empfangen uns selbstbewusst als: VEB Kranbau Eberswalde. Von hier stammen manche unserer überdimensionalen Kräne, jener Hafenkrananlagen und Turmdrehkräne, die in der Welt bekannt sind. Mehrstöckige ältere Mietshäuser stehen an der Straße, auf der wir, von Finow kommend, in die Stadt gelangen. Mit Waren vollgefüllte Kaufhäuser und Läden fallen uns auf.

Seitlich auf dem geräumigen Marktplatz, dem Platz der Freundschaft, stellen wir unseren Wagen ab. In der Mitte des Platzes sprudelt ein Springbrunnen. Das Rathaus mit Ratskeller und Sparkasse wirkt architektonisch etwas verunglückt, Giebel und Erker sind mit ornamentalem Beiwerk überladen — dafür können freilich die Heutigen nicht. Zwei, drei bescheidene Bürgerhäuschen mit Renaissancegiebeln, ein klassizistischer Bau und eine breite gotische Backsteinkirche, die aus dem erhöhten Hintergrund herniedersieht, vervollständigen das Bild.

Ich streife durch die Umgebung.

An einer Bushaltestelle in der Friedrich-Ebert-Straße warten Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts. Keiner gafft neugierig den Fremden an. Zwei kleine Mädchen jagen spielend hintereinanderher. Gegenüber sind die Schaufenster eines „Jugendmodezentrums".

Ich biege in die Schicklerstraße ein. Über ein kleines Wehr und algengrüne Findlinge rauscht das Wasser eines Baches, der Schwärze. Eine Stange mit einem Schild ist ins Wasser gesteckt. Ich trete heran und lese: FISCH- SCHONGEWÄSSER SCHWÄRZE. ANGELN VERBOTEN.

Darunter steht dasselbe in Polnisch. Unter den Bäumen am Bach bemühen sich Frauen und Männer, das Erdreich umzugraben, einen Weg anzulegen und Rasen zu säen. Es sind so viele Menschen, sie schwatzen so nachbarlich und hantieren so ungeübt, dass sofort der freiwillige Arbeitseinsatz erkennbar ist. Stehen zu bleiben und den freundlichen Leuten zuzusehen widerstrebt mir.

Doch vor einem eigenartigen flachen Gebäude mache ich halt.

Es ist, wie eine Inschrift verrät, die Alte Forstakademie. Die 1830 gegründete Institution besteht heute als Fakultät und Institut weiter. Hinter den Säulen des wuchtigen Portals, das die ganze renovierte, farbig getünchte Fassade beherrscht, prangt der achtenswerte Spruch:

Den Wald zu pflegen
bringt allen Segen.

Ein Stückchen weiter bearbeiten vier junge Frauen mit der Hacke den Boden vor dem Denkmal Bernhard Danckelmanns, eines Landforstmeisters und Forstakademieleiters, der 1901 in Eberswalde starb. Unter verrutschtem Kopftuch hervor fliegt ein Blick zu mir. Ob die vier mir glauben, dass mein Interesse nur der Bronzestatue gilt?

Stunden später kehren wir noch einmal nach Eberswalde zurück. An unserem Weg in die Stadt liegen ein Landbaukombinat und ein Institut für Angewandte Tierhygiene. Eine endlose Lastwagenkolonne fährt an uns vorbei. Wir essen im Ratskeller Mittag. Die Gäste werden schriftlich gebeten, die Sitzordnung nicht zu verändern, ab 18 Uhr Wein statt Bier zu trinken und nicht zu rauchen. Der junge, langhaarige Ober hat Manieren und sorgt freundlich, aber bestimmt dafür, dass nicht geraucht wird ...

Noch einmal: Eberswalde hat Charakter.

Klosterruine im Wald

Steile, waldbedeckte Hügel sind um uns, als wir von Eberswalde nach Chorin fahren. Das durchsichtige Gezweig der Buchen, die hier häufig vorkommen, hat sich mit einem ersten grünen Schleier bedeckt. In einen Einschnitt zwischen zwei Hügeln hinuntergleitend, sehen wir unvermittelt die roten Dächer des Klosters Chorin über das Baumgrün emporragen. An der Straße zieht sich die uralte Rückfront eines klösterlichen Wirtschaftsgebäudes entlang. Heute gehört das Gebäude mit der teilweise aus Feldsteinen bestehenden Mauer zu einem Forstwirtschaftsbetrieb. Seit 1861 sind Forstleute für die Erhaltung und Pflege der Klosterruine verantwortlich.

Wald und Forstwirtschaft geben den Ton an.

Eine ungewöhnliche Stille umfängt uns. Der Eindruck des alles beherrschenden Waldes ist stärker als der Eindruck des historischen Bauwerks. Auf einem der Strebepfeiler zwischen den überlangen Fenstern des polygonen Ostchors wächst hoch oben eine mannsgroße Kiefer ...

Die stelenartigen Grabsteine der Nobbes, Domänenpächter des 18. und 19. Jahrhunderts, erinnern uns an die Zeit, da Klosterräume Schuppen und Ställe waren. Dann stehen wir vor der Westfassade, die die dreischiffige Kirche mit einer dreiteiligen, harmonisch, doch nicht symmetrisch gegliederten Fläche abschließt. Die Asymmetrie erhöht die Schönheit der Fassade. Wir betrachten Krabben und Maßwerk und bewundern, was alles aus Backstein geformt wurde.

Bei einem alten Ehepaar, das an einem Tisch unterm freien Himmel friert, erwerben wir Eintrittskarten, versuchen im Kreuzgang die Gefühle wandelnder Mönche nachzuempfinden und gehen andächtig ins Innere des mächtigen, hochgereckten Mittelschiffs. Das Mittelschiff und das erhaltene nördliche Seitenschiff wurden neu überdacht. Die Apsis im Osten ist verglast. Dort sitzt bei Konzerten die Kapelle.

Wir sind allein.

Anneli erprobt die Akustik mit einem Träller. Ich ermuntere sie, die im Grimmaer Schulchor den Solopart von Bachchören sang, zu mehr. Rein und lebensfrisch erklingt ihre Stimme mit „Dona nobis pacem". Und dann:

C, a, f, f, e, e,
trink nicht so viel Kaffee ...

Schade, dass sie abbrechen muss. Geführt von einer perorierenden grauhaarigen Dame, naht eine Gruppe von Touristen. Wir treten die Akustik dem Schwatzen und Füßescharren ab und wenden uns in den sonnenerfüllten Friedgarten, der einst von Gebäuden und dem Kreuzgang ganz umschlossen, heute nach Süden offen ist.

Die Räumlichkeit und Plastik der Anlage und wie sie sich in die Umgebung fügt, sind vielleicht das Schönste an Kloster Chorin.

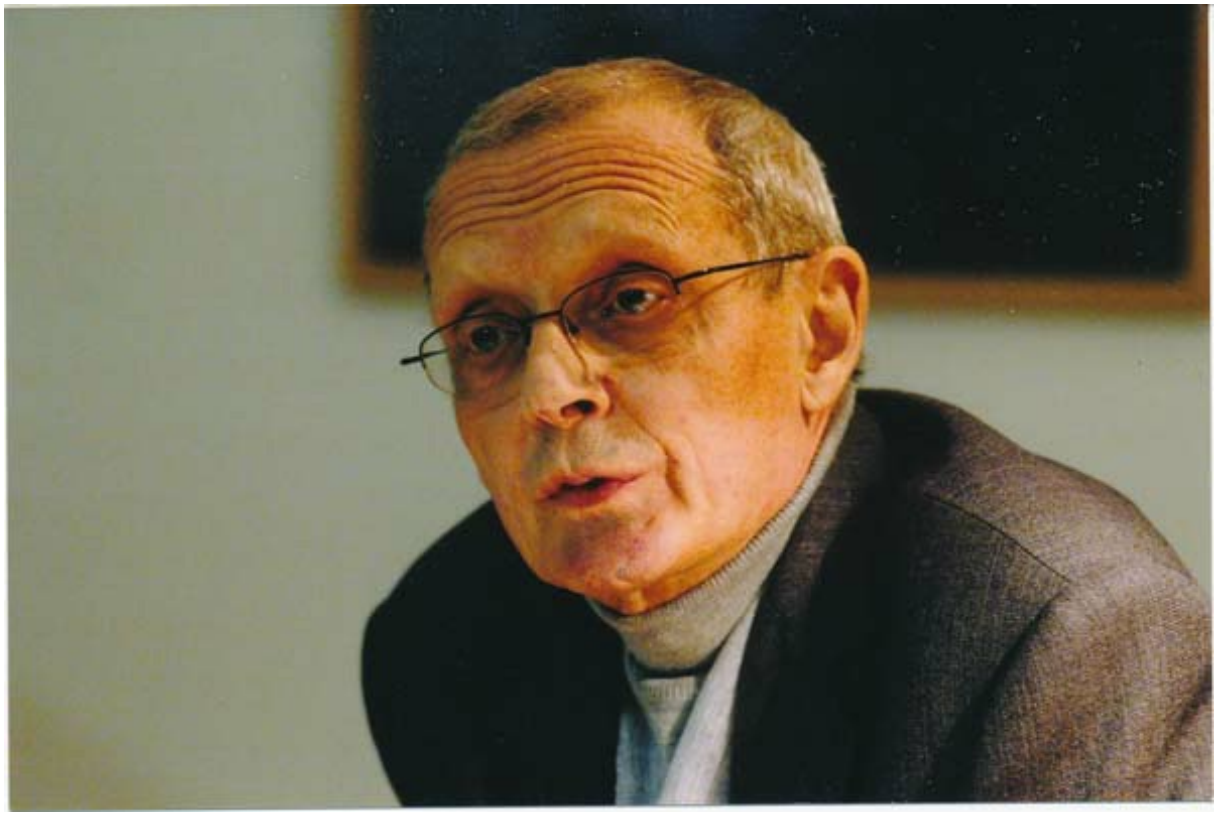
Später blicke ich noch einmal aus einiger Entfernung auf die Ruine. Mitten aus Wald und Hügeln, über einem kleinen See, dem heutigen Amtssee, erhebt sie sich mit dem winzigen

spitzen Dachreiter der Zisterzienser über der Vierung.

Quer in der Seebucht ruht eine von Birken und Erlen dünn bestandene Insel.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch
http://www.ddrautoren.de/Berger/Backsteintor/backsteintor.htm ***

Uwe Berger



Uwe Berger wurde 1928 in Eschwege geboren. Seine Jugend verlebte er in Emden und Augsburg. Mit 15 Jahren war er Flakhelfer bei Berlin. Anfang 1945 meldete er sich, um nicht zur Waffen-SS gezogen zu werden, freiwillig zur Kriegsmarine. Im selben Jahr wurde er vorzeitig aus britischer Gefangenschaft entlassen. Während seines Studiums in Berlin (Germanistik, Kunstwissenschaft) arbeitete er im Volk und Wissen Verlag. Bald darauf wurde er in den Aufbau-Verlag geholt. Wegen eines positiven Gutachtens zu Hanns Eisler („Johann Faustus") maßregelte ihn die SED. Ermutigt sah er sich von Friedrich Wolf und Jahre danach von dem Schriftsteller und späteren estnischen Staatspräsidenten Lennart Meri. Literarisch bedeutsame Reisen nach Nordrussland (Nowgorod) und Mittelasien, nach Sibirien und anderen Ländern unternahm er mit seiner Frau und Gefährtin.

Bibliografie

Lyrik und Prosa

Die Einwilligung. Sechs Erzählungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1955

Straße der Heimat. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1955

Der Dom in dir. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1958

Der Erde Herz. Gedichte. Aufbau-Veriag, Berlin 1960

Hütten am Strom. Gedichte 1946-1961. Aufbau-Verlag, Berlin 1961

Rote Sonne. Skizzen und Aufzeichnungen. Aufbau-Veriag, Berlin 1963

Mittagsland. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1965

Gesichter. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1968

Die Chance der Lyrik. Aufsätze und Betrachtungen, Aufbau-Verlag, Berlin 1971

Bilder der Verwandlung. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1971

Arbeitstage. Aus dem Tagebuch 1964-1972. Aufbau-Verlag, Berlin 1973

Feuerstein. Gedichte. Auswahl und Nachwort von Armin Zeißler. Reclam Verlag, Leipzig 1974

Lächeln im Flug. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1975

Backsteintor und Spreewaldkahn. Märkische Landschaften, Aufbau-Verlag, Berlin 1975
Nebelmeer und Wermutsteppe. Begegnungen. Aufbau-Verlag, Berlin 1977

Zeitgericht (Gedichte 1946-1975). Miiitärverlag *der* DDR, Berlin 1977

Leise Worte. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1978

Der Schamanenstein. Menschen und Orte. Aufbau-Verlag, Berlin 1980

Lächeln im Flug. Ausgewählte Gedichte (1946-1978; russisch, mit einem Vorwort von Lew Ginsburg). Verlag Progress, Moskau 1980

Nur ein Augenblick. 99 Reiseskizzen. Aufbau-Verlag, Berlin 1981

Auszug aus der Stille. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1982

Das Verhängnis oder Die Liebe des Paul Fleming (Roman). Aufbau-Veriag, Berlin 1983

Die Neigung. Roman. Aufbau-Verlag, Berlin 1984

In deinen Augen dieses Widerscheinen. Gedichte. Aufbau-Verlag, Berlin 1985

Woher und wohin. Aufsätze und Reden 1972-1984. Aufbau-Verlag, Berlin 1986

Das Gespräch der Delphine. Tierverse. Der Kinderbuchverlag, Berlin 1986

Weg in den Herbst (Erinnerungen). Aufbau-Verlag, Berlin 1987

Traum des Orpheus. Liebesgedichte 1949-1984. Aufbau-Verlag, Berlin 1988

Rank saatus ehk Paul Fleming! armastus (estnisch, Übersetzung von Heigi Loik). Eesti Raamat, Tallinn 1988

Last und Leichtigkeit. Oden. Aufbau-Verlag, Berlin 1989

Flammen oder Das Wort der Frau. Erzählung. Aufbau-Verlag, Berlin 1990

Suche nach mehr. Roman. 1989-1991. Unveröffentlicht

Atem. Liebesgedichte und Grafiken. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2003

Räume. Verse und Bilder. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2004

Pfade hinaus. Episoden der Erinnerung. Mauer Verlag, Rottenburg a/N 2005

Wegworte. Gedichte und Zeichen. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2006

Kater-Vater. Sinngedichte. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2006

Den Granatapfel ehren, Hundert Gedichte 1946 - 1989. Mit Skizzen des Verfassers. Zwiebelzwerg Verlag, Willbadessen 2007

Du wirst sein. Gedichte und Zeichen. Mit Skizzen des Verfassers. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2010

Vom Sinn. Nachlese. Zwiebelzwerg Verlag, Willebadessen 2011/2012

Tagebücher seit 1972. Unveröffentlicht

Essays und Rezensionen (Auswahl)

Von der Verzweiflung (Wolfgang Weyrauch; An die Wand geschrieben). Aufbau, Heft 2/1951

Zwei Dichter unserer Zeit. Zum 50. Geburtstag von Peter Huchel und Erich Arendt. Aufbau, Heft 4/1954

Vergangen und gegenwärtig (Karl Löwith). Sinn und Form, Heft 5/1965

Zum Bild Gertrud Kolmars, Sinn und Form, Heft 2/1972

Zur Literaturgeschichte der DDR. Sinn und Form, Heft 6/1977

Gegenwart der Klassik (Wolfgang Heise). Sinn und Form, Heft 6/1980

Für richtiges Lesen. Brief. Neue Deutsche Literatur, Heft 12/1980

Schritt zur Welt. Lyrik junger Autoren. Neue Deutsche Literatur, Heft 9/1981

Gedichte gegen den Krieg und für eine humane Welt (zum 90. Geburtstag von Nelly Sachs).

E-Books von Uwe Berger

Backsteintor und Spreewaldkahn. Märkische Landschaften

Uwe Berger erzählt in seinen literarischen Miniaturen von Städten, Seen und Wäldern der Mark Brandenburg, von den Bewohnern und ihrer Historie, beschreibt die Gegenwart und blickt in die Zukunft. In seiner verhaltenen Art schildert er Landschaften und Charaktere im Sinne des Mottos, das er der Sammlung voranstellt: „Am Ende ist es doch so, dass das Stückchen Erde, auf dem ich hier stehe, und der Raum, der sich heut über mir wölbt, so unerhört sind wie alles Ferne, Vergangene und Zukünftige.“

Das Verhängnis oder die Liebe des Paul Fleming

Der Paul-Fleming-Roman von Uwe Berger (3 Auflagen: 1983, 1985, 1987) folgt dem historischen Optimismus, der 1975 in seinem Sonett „Nebel" ausgedrückt ist: „Kein Nebel hält das Denken auf." Paul Fleming bricht 1634 mit einer holsteinisch-gottorpischen Gesandtschaft nach Reval auf, um eine „moskovitische und persianische" Gesandtschaft anzutreten, nämlich die auf kaiserlichen Wunsch hin stattfindende Erkundung eines Landwegs für Handelsbeziehungen zum Osten.

Der Schamanenstein. Menschen und Orte

Berichtet wird von den Frauen, die ihre vom Zarismus verfolgten Männer in die Verbannung begleiteten, „dem Unglück eine treue Schwester“. Stolz bekennt sich am Bratsker Stausee eine elegante junge Frau zu ihren Vorfahren, die als Verbannte Fertigkeiten und Kultur nach Sibirien brachten. In einer von feingliedrigen Piloten gesteuerten burjatischen Maschine fliegen der Autor und seine Frau über die blauen und gelben Wasser des Baikal, von Irkutsk nach Ulan-Ude. Dort, am burjatischen Nordufer des Sees trifft er in einem lamaistischen Kloster Mönche, deren Würde und religiöse Toleranz ihn für sie einnehmen. Die Dolmetscherin entschuldigt sich für ihre Erinnerungen an streng bewachte Brotzüge, die nach dem Krieg in Richtung Polen und Deutschland rollten.

Die Neigung

„ Wie ist das mit der Schweigepflicht? Ich hab immer gedacht, sie bezieht sich auf das, was der Patient dem Arzt anvertraut. Gilt sie denn auch für das, was ein Arzt am Patienten versäumt?“

Die Frage und ihre Beantwortung im Interesse des Kranken ist ein Grundproblem in Uwe Bergers Roman DIE NEIGUNG. Der Kampf einer jungen Ärztin um gesittetes Verhalten in einem Krankenhaus, einem komplizierten Umfeld, führt zwei Menschen näher zusammen, die Ärztin Baum und den Fahrer Kusmin. Er bestärkt sie, gibt ihr Halt und Format. Der Unterschied in Bildung und Lebensgewohnheiten wird angesichts der Situation bedeutungslos.

Flammen oder Das Wort der Frau

Die jüdische Dichterin Gertrud Kolmar wurde 1943 deportiert und in Auschwitz umgebracht. Nach dem Krieg machte sich im Westen Deutschlands Hermann Kasack um ihr Werk verdient. Im Osten tat dies Uwe Berger, der auch die Erzählung FLAMMEN über sie schrieb. Dabei benutzt er das authentische Material, die Briefe an ihre Schwester, die wenigen Lebensdaten, und er erfüllt das Datengerüst mit seiner Fantasie. Das sind vor allem die Gespräche, der Name Joseph, nicht der Fakt, ihre Leidensgefährtinnen, die

Umstände ihres Todes in Auschwitz.

Uwe Berger zeichnet eine sensible und entschlossene Frau. An ihre Schwester schreibt sie, dass sie den Weg gehe, der ihr von innen her bestimmt ist.

Nebelmeer und Wermutsteppe. Begegnungen

Realistische Kunst sucht im Alltäglichen das Unalltägliche, sagt Uwe Berger. So erinnert er sich eigener Kindheitserlebnisse im okkupierten polnischen Kleczew. So besucht er die Heimat seiner Frau in Grimma und Umgebung. So findet er Rembrandt an der Newa. Und so steht er in Nowgorod vor der kargen Hinterlassenschaft örtlicher Partisanen. Das Grab von Puschkin im Swatogorski-Kloster rührt ihn angesichts der Ergriffenheit der Bevölkerung. Er betritt die Steppen und Wüsten Mittelasiens, ist bei den Kasachen, Ukrainern und Deutschen zu Gast, die sie besiedeln. Zu spüren ist seine Lust, das Gemeinsame im Andersartigen zu finden. Am Fuß des innerasiatischen Gebirgssystems Tienschan lernt er Lennart Meri kennen, der als estnischer Wissenschaftler auftritt und später einmal estnischer Staatspräsident sein wird.

Suche nach mehr

Die Handlung entwickelt sich vor und nach 1945. Schauplätze sind Berlin, Dresden und Paris. Der Ingenieur John steht zwischen zwei Frauen, der mit ihm verheirateten lasziven Helene, die nazifreundlich ist, und der attraktiven Carola, die in seinem AEG-Betrieb als Sekretärin arbeitet und einer linken Gruppe angehört. John verbirgt sie vor der Gestapo.

Carola kann nach Frankreich fliehen. John bleibt und hat Kontakt zu einem Mitglied der verschwörerischen „Teegesellschaft“. Von Helene geschieden, versucht John nach dem Krieg in Ostberlin mit der aus der Résistance selbstsicher zurückgekehrten Carola zu leben. Er, den die lauernde Gewalttätigkeit Helenes abgestoßen hat, erträgt auch die intolerante Starrheit Carolas nicht. Er sucht nach mehr.

Am Grabmal von Walther Rathenau erkennt er, wie sehr er mit den Verhältnissen in Ostberlin kollidiert, wie einsam er ist, und erliegt bald darauf einem Herzversagen.

Doch auch Carola hat ihre Schwierigkeiten und versöhnt sich nach dem Tod von John mit Helene. Das Leben lehrt sie, über sich selbst zu entscheiden.

Ungesagtem lauschen. Tagebuch

Der Autor stellt sein Tagebuch der Jahre 2000 bis 2012 vor. Rückblickend auf seine Teilnahme 1988 an einer offiziellen Kulturdelegation der DDR in Polen heißt es: “Dummheit und Arroganz, Regelungswut und Zynismus waren auf unserer Seite eklatant und vorherrschend.“ Uwe Berger war sich zu dem Zeitpunkt bewusst, dass „es so nicht weitergehen konnte“.

In diesem Bewusstsein spricht er von seinem estnischen Freund Lennart Meri, der estnischer Staatspräsident geworden war. Der deutsche Komponist Kurt Schwaen und seine Gattin Ina ziehen ihn in den Dunstkreis der Musik. Dr. Malte Herwig, der ihn im Auftrag der Spiegel-Redaktion nach seiner Mitwirkung bei einem Literaturzirkel der Stasi befragt hat, informiert ihn, dass seine Entschuldigung unterdrückt werden sollte. Herwig

verlässt den Spiegel. Seiner Enkelin berichtet der Autor, wie im Krieg der geschniegelte Chef der Flakbatterie seine fünfzehnjährigen Soldaten über die Rieselfelder hetzte, weil sie russischen Kriegsgefangenen Brot gegen Schnitzereien gegeben hatten.

So reihen sich nicht nur die unterschiedlichsten Eindrücke, sondern begegnen sich auch Gestern und Heute.

Weg in den Herbst

In dieser Autobiografie von 1987 bemerkt Uwe Berger:“ Weil ich so ganz Künstler bin, liebe ich das Leben über alles.“

Sein Leben beginnt in Emden mit dem Duft von Meer und Weite. Augsburg schenkt ihm Mittelalter, Reformation und Renaissance. Berlin konfrontiert ihn mit vielfältiger Kunst. Sein Vater holt ihn im Krieg aus einem Kinderlager in Polen. Mit 15 Jahren steht er am Messgerät einer Flakbatterie. Von einem Flakhelfer hört er die Stimme des Widerstands.

In der Hungerzeit nach dem Krieg fährt Uwe Berger aufs Land, um gegen Schnaps Kartoffeln einzutauschen. Ein russischer Soldat hilft ihm, die Kontrollen zu umgehen.

An der Universität hört er Hermann Kunisch über mittelalterliche Mystik zelebrieren.

Vor der Haustür des Volk-und-Wissen-Verlages zieht man eine weibliche Leiche aus dem Kanal. Im Aufbau Verlag lernt er Autoren wie Friedrich Wolf und Jan Petersen kennen. Mit Würde spricht er von Tod und Liebe und ist beeindruckt vom Ethos des Arztes Theodor Brugsch.